
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 131. Bromberg, den 11. Juni 1932.

# Das goldene Netz

Roman von E. Phillips Oppenheim.



(13. Fortsetzung.) 

## Kapitel XXI

### Ruby ist enttäuscht

Der Rechtsanwalt hing seinen Hut auf, bot seinen zwei Besuchern Plätze an und nahm seinen gewohnten Sitz vor dem Schreibtisch ein. „Ich fürchte," sagte er, indem er zu Mr. Sarsby sprach, aber in Wirklichkeit sich an dessen Nichte wandte, „daß Ihr Besuch in der Stadt in gewisser Beziehung eine Enttäuschung für Sie war, besonders", fuhr er fort, „nachdem Sie den Brief, den Sie mir, meine liebe junge Dame, gerade zeigten, vor Augen hatten. Dennoch kann man Tatsachen nicht hinwegleugnen. Wir haben jedes Papier und jeden einzelnen Gegenstand aus dem Besitz des Verstorbenen genau durchsucht, und ich fürchte, wir kommen zu dem Resultat, daß sich nichts Wertvolles darunter befindet."

„Es sieht jedenfalls nicht so aus", stimmte Mr. Sarsby zu. „Ich muß sagen, daß ich von Anfang an meine Nichte in ihren Erwartungen nicht unterstützt habe. Ich habe Sinclair nie gekannt, aber jeder sagte von ihm, er wäre ein unzuverlässiger und unmöglicher Mensch."

Der Anwalt nickte zustimmend. „Nach dem Zustand seiner Habseligkeiten zu schließen," bemerkte er, „scheint dies sehr möglich, und doch muß man sich fragen, an was er dachte, als er Ihrer Nichte schrieb —, was ihn bewog, Zimmer in einem Hotel wie das Universal zu nehmen." Ruby Sinclair stand langsam auf. Sie kam an den Tisch, vor dem der Advokat saß, und sah ihn mit leuchtenden Augen an. „Können Sie beide nicht sehen," rief sie aus — „daß dem Mann etwas gestohlen wurde? Er hätte mir nie in dem Ton geschrieben, wenn er nicht geglaubt hätte, etwas zu besitzen, das Geld wert war, und sogar viel Geld! Er wäre nie mit nur zwanzig Pfund in der Tasche in ein Hotel wie das Universal gegangen, hätte nie dort Champagner getrunken und gelebt, als wäre er im Besitze unumschränkter Mittel. Es ist lächerlich, dies zu glauben!"

„Aber mein liebes junges Fräulein —" begann der Advokat.

„Sehen Sie denn nicht die Wahrheit?" rief sie aus. „Mein Onkel wurde ermordet. Warum? Glauben Sie, wegen der zwanzig Pfund, die er bei sich hatte und die unberührt gefunden wurden? Dieser Rowan war in Südafrika mit meinem Onkel gewesen — er kannte seine Geschäfte. Dies war kein gewöhnlicher Streit. Ich sage Ihnen, daß Rowan meinem Onkel irgend etwas gestohlen hat — ich weiß nicht was — aber etwas, was die Begründung dieses Briefes war!" rief sie aus und warf ihn auf den Tisch — „etwas, was ihn berechtigte, im Universal zu wohnen, etwas, was gefunden werden muß!"

„Dieser Ansicht", gestand der Anwalt zu, „war ich auch. Aber Sie müssen bedenken, daß Rowan gleich an Ort und Stelle verhaftet wurde. Er hatte nichts bei sich, was dem Ermordeten hätte gehören können."

Das Mädchen stampfte mit dem Fuße. „Haben Sie das Zeugenverhör des Prozesses gelesen?" fragte sie. „Es ist klar, daß dieser Rowan kein Narr war. Was immer er auch von meinem Onkel gewollt haben mag, er brachte es eben in Sicherheit, bevor er verhaftet wurde."

„Das kann natürlich möglich sein," bemerkte der Anwalt, „aber unglücklicherweise haben wir nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür. Man sah Rowan mit niemandem im Hotel sprechen, und es ist bekannt, daß er es vor seiner Verhaftung nicht mehr verließ."

„Und Sie begnügen sich damit?" fragte das junge Mädchen.

Der Advokat zuckte die Achseln. „Jedenfalls", sagte er etwas steif, „liegt kein Grund für weitere Prozesse vor."

Ruby wandte sich an Mr. Sarsby. „Es ist besser, wenn wir gehen", sagte sie schroff. „Wir gewinnen nichts durch unser Hierbleiben."

Der Anwalt begleitete sie zur Türe. „Miß Sinclair," sagte er, „ich kann Ihre Enttäuschung verstehen, aber ich bitte, jagen Sie keinen Hirngespinsten nach. Es ist natürlich enttäuschend für Sie, zu sehen, daß Ihr Onkel arm war, besonders nach seinem Brief, aber andererseits sind Männer seiner Art leicht zu Übertreibungen geneigt."

„Ich danke Ihnen", sagte das junge Mädchen scharf. „Ich denke, es ist besser, wenn wir nicht mehr darüber sprechen."

Mr. Sarsby und seine Nichte gingen langsam eine kleine Seitengasse hinauf, die in den Strand führte. Mr. Sarsby, der teilweise die Enttäuschung seiner Nichte teilte, fand Trost im Gedanken an eine baldige Heimkehr nach Rakney.

„Ich fürchte, Ruby," sagte er, „daß du sehr enttäuscht bist, und mir scheint, wir haben unser Geld für die Reise nach London vergeblich ausgegeben. Wir müssen uns aber damit abfinden und gleich zurückkehren. Ich sehe keinen Grund, weshalb wir nicht den Dreiuhrzug nehmen sollten. Ich wäre dann in der Lage, morgen früh meinen Match mit Oberst Forsilt zu spielen."

„Du kannst wegfahren und deinen Match spielen, wenn du Lust hast", antwortete Ruby. „Ich werde in London bleiben."

„In London bleiben?" wiederholte Mr. Sarsby.

„Ich habe nicht die Absicht, mich berauben zu lassen", antwortete das junge Mädchen. „Ich bleibe hier und will herausbekommen, warum Rowan mit meinem Onkel gestritten hat, und was mein Onkel meinte, als er mir von einem Vermögen schrieb. Gib mir fünf Pfund, damit ich dableiben kann, und ich werde nicht nach Hause kommen, bis ich die Wahrheit gefunden habe."

Mr. Sarsby blickte seine Nichte mit weit aufgerissenen Augen an. Was war in sie gefahren, daß sie von einer Summe, wie es fünf Pfund waren, so sorglos sprach?

„Ich werde nichts dergleichen tun", antwortete er entschieden. „Ich werde auch nicht gestatten, daß du allein hierbleibst — es wäre sehr unpassend. Wir werden in das

Hotel zurückkehren, unsere Rechnung bezahlen und mit dem Dreiuhrzug nach Hause fahren."

„Wenn du mir nicht fünf Pfund geben willst, gut", antwortete sie. „Lebe wohl."

Sie wandte sich schroff ab, ging auf die andere Seite der Straße und tauchte im Verkehr unter. Er ging ihr nach, sobald er die Straße überqueren konnte, und erreichte sie gerade, als sie in ein bescheidenes Gasthaus hineingehen wollte.

„Meine liebe Ruby", sagte er scharf. „Du bist verrückt. Wie darfst du dir erlauben, mich so stehen zu lassen?"

Sie zuckte die Achseln. „Ich war verrückt," antwortete sie, „als ich dieses fürchterliche Leben in Rakney durch Jahre führte. Ich habe genug davon, Onkel. Ich bin hier und werde hierbleiben. Wenn mir das, was ich unternehmen will, nicht gelingt, so werde ich mich bemühen, Arbeit zu finden."

„Willst du damit sagen, daß du nicht mehr nach Rakney zurückkommen willst?"

„Niemals, wenn ich es vermeiden kann!" antwortete das Mädchen. „Ich hasse den Ort! Ich hasse das Leben dort! Ich habe es satt!" rief sie leidenschaftlich, „ich will lieber hier ein oder zwei Wochen leben und mich dann in die Themse stürzen, als es länger zu ertragen. Wenn du mir die fünf Pfund nicht gibst," fuhr sie fort, „so habe ich genug Schmuck mit, um sie mir zu verschaffen. Es wäre nur, daß ich ein bis zwei Wochen länger auskommen könnte."

„Aber wo willst du wohnen?" rief er aus. „Was würdest du tun?"

„Das ist meine Sache", lautete die Antwort. „Vor allem würde ich zu Mr. Deane gehen und ihn bitten, mir zu helfen. Jeder vernünftige Mensch würde mir bei meiner Annahme, daß mein Onkel bestohlen wurde, recht geben."

Mr. Sarsby fühlte, daß er dieser Situation nicht gewachsen war. Das einzige, was er tun konnte, war abwarten. „Du wirst ins Hotel zurückgehen müssen," sagte er, „um dein Gepäck zu holen. Wir können auf dem Wege noch darüber sprechen."

„Wie du willst," antwortete das Mädchen nachlässig, „aber was mich anbelangt, gibt es nichts zu besprechen."

Mr. Sarsby hielt einen Omnibus an, der sie in das kleine Hotel in der Montague Street brachte, wo sie wohnten. Es war eines jener Häuser, welches aus einer kleinen Pension ein Hotel mit all dessen äußeren Kennzeichen geworden war. Es hatte eine Halle und ein Empfangsbureau und zwei Riesen in hellblauer Livree, die alle Sprachen bis auf ihre Muttersprache konnten. Die Leute, die hier abstiegen, waren entweder Amerikaner oder sie kamen von entlegenen Landorten, so wie Mr. Sarsby und seine Nichte.

„Ich werde gar nichts besprechen, bevor ich geluncht habe", erklärte Ruby. „Wir brauchen nicht fortzugehen. Es kostet nur achtzehn Pence pro Person hier. Das kannst du erschwingen, besonders, da du mich wahrscheinlich für immer loswirfst."

Mr. Sarsby runzelte die Stirn. „Wir werden hier speisen, wenn es dir lieber ist", sagte er. „Ich finde nicht, daß ich mich gegen Ausgaben gesträubt habe."

Das Mädchen lachte. Er gab seinen Hut ab, richtete seine altmodische Krawatte im Vorübergehen vor einem Spiegel und führte Ruby in den Speisesaal.

„Es war ein sehr guter Gedanke von dir, meine liebe Ruby," sagte er, „hier zu essen. Ich finde, es ist sehr preiswert. Jetzt aber", fuhr Mr. Sarsby fort, „laß mich ernsthaft mit dir sprechen."

„Gut", sagte sie. „Was willst du mir sagen?"

„Was ich dir sagen will, ist einfach folgendes", erklärte er. „Du verstehst nicht, daß es für ein kaum zwanzigjähriges Mädchen mit deiner —" er hüstelte ein wenig — „äußeren Erscheinung unmöglich ist, allein in London zu bleiben. Es ist schwer für mich, dir genau zu erklären, was ich meine."

„Das brauchst du nicht", unterbrach ihn das Mädchen verächtlich. „Ich bin keine Närrin. Ich kenne alle diese Gefahren und bin imstande, allein auf mich aufzupassen. Ich fürchte mich nicht, sehe daher nicht ein, warum sich jemand meinetwegen ängstigen sollte."

Mr. Sarsby blickte sie an und wunderte sich, wo sie in dem verlassenen Dorf all diese Lebenskenntnisse erworben hatte, auf die sie anspielte — woher sie dieses sichere Auftreten hatte? Er sah ein, daß alle weiteren Erörterungen überflüssig wären. Trotzdem fuhr er fort:

„Du magst viel wissen", sagte er, „oder glauben, daß es der Fall ist — Mädchen lesen und sprechen heutzutage über erstaunliche Dinge — aber London ist, was immer du auch einwenden magst — kein Aufenthalt für ein junges Mädchen, besonders für eines, das nicht genug Geld hat."

„Sicherlich ist Rakney sicherer", sagte sie lachend. „Ich habe es genügend lange ausgekostet und habe es satt. Du brauchst nicht zu fürchten," fuhr sie fort, „daß ich als verlorene Tochter nach Rakney wiederkehren werde. Wenn ich nicht auf die Spur von Richard Sinclairs Vermögen komme, so werde ich eine Beschäftigung finden. Wenn du mir die fünf Pfund gibst, um die ich dich gebeten habe, so erleichterst du es mir, wenn nicht, so werde ich auch so durchkommen."

Er fühlte, daß jeder Widerstand nutzlos wäre. „Wir müssen wenigstens wissen, wo du wohnen wirst", sagte er.

„Ich werde in einen der Vororte fahren, wo es billige Zimmer gibt, und werde außerhalb des Hauses essen. Ich werde sehr wenig brauchen und mit fünf Pfund lange auskommen. Bis ich dies ausgegeben habe, werde ich etwas gefunden haben. Ich werde dir nicht um mehr Geld schreiben, das verspreche ich dir."

Mr. Sarsby seufzte. „Ich sehe, du gehst deinen eigenen Weg", sagte er. „Ich weiß nicht, was Tante sagen wird."

Sie lachte. Sie hatten fertig gespeist und standen auf. „Genug von der Tante", sagte sie. „Sie wird bald die Sorge um ihr Einmachobst haben, und ich glaube, sie wird froh sein, sich nicht mehr um mich kümmern zu müssen. Sieh, daß du den Dreiuhrzug erreichst, und spiele morgen ruhig deinen Golfmatch."

„Das könnte ich," sagte er, „obwohl ich nach einer Eisenbahnfahrt nie gut schlagen kann."

„Versuche es jedenfalls", antwortete sie. „Wir werden jetzt hier Abschied nehmen, wenn es dir recht ist. Der Portier wird mein Gepäck in Obhut nehmen, bis ich ein Zimmer gefunden habe."

„Wenn ich einige Tage hier mit dir bleiben würde —" begann er wieder.

„Bitte, tue das nicht, Onkel", sagte sie entschieden. „Es hat keinen Zweck. Du warst auf deine Art freundlich zu mir, aber mir ist das Leben bei euch fürchterlich. Ich habe mir vorgenommen, damit Schluß zu machen. Du hast dein Möglichstes für mich getan, mehr kannst du nicht tun. Hier ist deine Tasche. Viel Zeit bleibt dir nicht, um den Dreiuhrzug zu erreichen. Lebe wohl!"

Mr. Sarsby ergriff seine Tasche, nahm ohne Widerrede Abschied und ging. Das junge Mädchen stand auf den Stufen und sah ihm nach. Allmählich hellten sich die Schatten auf ihrem Gesicht auf. Sie war allein — frei, und atmete tief auf. Die dumpfen Straßen und der graue Himmel schienen plötzlich zu Mauern und Baldachin eines neuen Paradieses geworden zu sein.

## Zweites Buch

### Kapitel I

### Frei, um zu sterben

Um ungefähr viertel elf Uhr vormittags stand ein noch junger Mann, tödlich blaß, mit hohlen Wangen und eingefallenen Augen auf dem Bürgersteig vor einem großen und düster aussehenden Gebäude. Ein nagelbeschlagenes Tor war gerade geöffnet worden, um ihn herauszulassen. Der Diener, der Gefängnisuniform trug, beugte sich neugierig vor, um ihn anzusehen, als er sich unsicheren Schrittes entfernte. Der Gefängnisarzt stand neben ihm und rief einen Wagen.

„Ist es wahr, daß Sie einen Aufenthaltsort haben, Rowan?" sagte er.

„Vollkommen wahr, Herr", antwortete der Mann.

„Kopf hoch, Rowan", fügte der Doktor hinzu. „Wenn Ihre Freunde es erschwingen können, so fahren Sie gleich nach dem Süden. Hier ist Ihr Wagen. Haben Sie etwas Geld?"

„Genügend, danke Ihnen, Doktor", antwortete Rowan. „Sie waren freundlich zu mir, Herr", fügte er hinzu. „Ich danke Ihnen!"

„Ich konnte nicht viel für Sie tun," antwortete der Arzt und half ihm in den Wagen, „außer, Sie aus diesem

Loch herauszubekommen. Nutzen Sie Ihre Zeit jetzt möglichst gut aus. Ich wünsche Ihnen viel Glück." Der Wagen setzte sich in Bewegung. Rowan lehnte sich nach den ersten Minuten der Erschöpfung vor und sah mit hungrigen Augen auf die Welt, die er kaum mehr zu sehen gehofft hatte. Der ganze Strom des Londoner Verkehrs flutete an ihm vorbei, Männer und Frauen, die sich auf dem Bürgersteige drängten, die lange Reihe von Taxametern, Privatautos und Wagen. Die Sonne schien, und die Gesichter der Leute erschienen ihm, der an die blassen, hoffnungslosen Mienen der Männer gewöhnt war, die er bei seinen täglichen Beschäftigungen und im Gefängnisspital gesehen hatte, besonders heiter und fröhlich. Es war eine frohe Welt, in die er kam, eine Welt, die er aber bald verlassen würde. Es war hart zu denken, daß er nur frei war, um sich in einen Winkel zu verkriechen, wo er sterben konnte.

Der Wagen hielt endlich vor einem Hause in einer Seitengasse der City, das nur Bureaus enthielt. Rowan stieg aus und ging durch eine Drehtüre in das Haus. Ein kleiner Junge steckte den Kopf aus einem Auskunftsbureau heraus.

„Können Sie mir sagen, ob Miß Rowan hier beschäftigt ist?" fragte Rowan.

„Ja, aber Sie können sie jetzt nicht sprechen", antwortete der kleine Junge. „Sie ist beim Chef."

Rowan zögerte. „Wollen Sie ihr bitte sagen, sobald sie frei ist," sagte er, „daß ihr Bruder da sei und sie einen Augenblick sprechen möchte."

Es dauerte eine halbe Stunde, ehe Winifred Rowan erschien. Sie sah ihren Bruder entgeistert an. Sie war blasser denn je und tiefe Schatten lagen unter ihren Augen.

„Basil!" flüsterte sie. „Du kannst es nicht sein! Und doch — Basil!" „Ich bin es", antwortete er.

„Frei?" rief sie aus.

Er lachte etwas bitter. „Sie haben mich freigelassen, um zu sterben", antwortete er. „Der Doktor unterschrieb heute ein Zeugnis, daß ich wahrscheinlich nicht länger als einen Monat zu leben habe; so bin ich frei, Winifred, wenn du das Freiheit nennen willst."

Sie setzte sich auf die Bank neben ihn. In diesem Augenblick schien es schwer zu sagen, wer von ihnen beiden dem Tode näher war.

„Wann wurdest du freigelassen?" fragte sie.

„Vor einer halben Stunde", antwortete er. „Ich kam direkt her. Ich fragte mich, ob du einen Monat Urlaub bekommen könntest, um mit mir nach dem Süden zu kommen. Wir haben genügend Geld für einige Zeit."

„Wenn sie mich nicht gehen lassen," antwortete sie, „so werde ich eben die Stellung aufgeben. Das ist ganz einfach. Wir haben genug Geld, Basil. Wir werden heute nachmittag abreisen."

(Fortsetzung folgt.)

---

# Die Feuerprobe.

Skizze von **Gabriele Reuter.**

Eine Gesellschaft junger Leute, die im schönen Landhaus am See zu Gaste waren, streifte durch den Wald. Sie sprachen über die Liebe. Zwar ist sie in der modernen Welt ein für alle Mal entthront und gewissermaßen vernichtet, aber sie bildet immer noch einen anregenden Unterhaltungsstoff. Alexander und Erika stellten ihre Anforderungen an die Eigenschaften eines Gefährten einander gegenüber.

„Ich fordere von der Frau unbedingte Hingabe", rief Alexander, „bis zur Opferung des eigenen Wesens . . ."

Erika mit dem schmalen, blassen Gesicht, dessen Wangen und Schläfen von zartem, hellem Gelock umrahmt waren, sah mit ihren verschleierten, grauen Augen bange und verehrend auf die hart ausgeprägte Stirn und den herrischen Mund des Studenten, der sie so unheimlich anzog, daß der Ton seiner Stimme schon Glück für sie bedeutete. „Und Güte", fragte sie leise, „muß nicht doch auch Güte bei der Liebe sein?"

„Wenn der Starke sich zum Schwachen herabläßt, ist Machtbewußtsein jedenfalls das hervorragendste Gefühl, das ihn beherrscht", dozierte Alexander. „Es ist das Höchste, was der Mann empfinden kann. Vielleicht kann sich daraus Güte entwickeln."

„Ich denke", begann der ruhige Joachim, „Güte kann sich nicht entwickeln, wo sie nicht vorhanden ist. Sie liegt in der Natur des Menschen, oder sie liegt nicht darin."

Erika und Alexander schritten schärfer aus, als treibe ein unklarer Drang sie, sich von den Freunden abzusondern, allein miteinander zu bleiben, schweigend eins nach des anderen Wesen zu tasten, ob jenes atemlose Glücksgefühl des Mädchens, jener immer heißer aufsteigende Besitzwunsch des Mannes eine Wahrheit sei, aus innerer Sympathie entsprungen oder ein Irrtum verwirrter Gefühle.

„Sehen Sie, wie schön!" sagte Alexander. Im Dämmerschatten der hohen Fichten auf einem Felsblock lag im grünen Sammet des Mooses ein gelbgetupfter Salamander, die Zehen der Pfötchen weitausgebreitet ins Feuchte versenkt.

„Ja — sehr schön, aber — aber abscheulich! O nein, Alexander, nicht anfassen ! Ich hasse diese Tiere, die so glitschig sind und gewiß giftig, man weiß nie."

Alexander, der Naturforscher, lachte spöttisch. „Ein Feuersalamander ist nicht giftig, nur schön!" Und mit einer vorsichtigen und doch sicheren Bewegung seiner kräftigen Hand hob er das Tierchen zu sich auf, strich ihm liebkosend über den Rücken und ließ es am Ärmel seiner Schilfjacke hinaufspazieren. Erika schaute ihm atemlos zu, als geschähe hier eine unglaublich mutige und entsetzliche Tat. Aber was zunächst geschah, war noch viel schauerlicher. Alexander nahm den Salamander und setzte ihn mit einem kühnen Griff in Erikas silberblondes, lockiges Haar. Sie stieß einen fürchterlichen Schrei aus, so laut und ungehemmt, daß die übrige Gesellschaft erschrocken herbeilief. Alexander sah, wie das Mädchen mit fast irrer Angst zu ihm aufschaute, die Hände ausgestreckt, um das Tier nicht zu berühren, hin- und herschwankend, einer Ohnmacht nahe. Joachim sprang hinzu und kam Alexander zuvor, befreite das Mädchen von dem Tiere, indem er die ausgespreizten Füßchen vorsichtig aus den hellen Löckchen löste. Er warf Alexander einen zornigen Blick zu.

„Das sind dumme Späße", sagte er unmutig.

„Ich verstehe nicht, wie ein vernünftiger Mensch vor einem so unschuldigen und schönen Tierchen solche Angst empfinden kann", sagte Alexander von oben herab. „Wer solche Angst nicht überwindet, für den kann ich nur noch Verachtung übrig haben."

Erika rang mit sich selber. Ihr Ideal war Größe und Tapferkeit, und sie verabscheute sich ja selbst, weil beides so fern von ihrem Wesen war. Die Gesellschaft hatte sich im Kreise um die beiden gedrängt, deren Annäherung, seit Tagen sichtbarer und sichtbarer, von ihnen mit Interesse beobachtet wurde. Hier geschah etwas, hier wurde etwas Endgültiges zum Austrag gebracht, fühlte jeder, ohne recht zu begreifen, worum es sich handelte. Erika starrte, wie von einem bösen Zauber gebannt, dem jungen Menschen vor sich in das braune Gesicht. Ihr Blick hing, als erwarte sie mit seinem nächsten Wort ein Schicksal, an diesem aufgeworfenen und herrischen Munde.

„Sehen Sie, Erika", begann Alexander, „wenn Sie sich jetzt überwinden würden und dieses unschuldige Tierchen an Ihrem nackten Arm bis zur Schulter hinaufspazieren ließen, dann — ja, dann würde ich Sie bewundern. Nicht meinetwegen, sondern um der Sache selbst willen, daß eine Frau sich so weit überwinden kann. Ich würde Ihnen dann viel zutrauen."

Erika stand wie in einem Traum befangen. Jungfrauen waren einst in fernen Zeiten mit nackten Füßen über glühende Kohlen geschritten. Warum sie das taten — sie wußte es nicht mehr. Aber eine Begierde erfaßte sie, es ihnen gleich zu tun, für den Geliebten Qualen zu leiden.

„Geben Sie mir den Salamander!" sagte sie tonlos und wandte sich zu Joachim.

„Nein", sagte dieser hart, „wozu das alles?"

Alexander nahm ihm das Tier aus der Hand und sagte: „Störe uns bitte nicht!"

Er setzte die unheimlich bunte schleimige Amphibie auf des Mädchens ausgestreckte Hand, von der es mit seinen kleinen Pfötchen sachte und vorsichtig seinen Weg auf dem leicht sonnengebräunten, weichen, jungen Fleisch emportastete, das zierliche Schwänzchen nachschleppend. Erika warf einen Blick auf Alexanders Antlitz, einen um Er-

barmung flehenden Blick. Sie starrte nur noch auf das Tier. Schon nahte es sich der Schulter — es würde in ihren Ärmel schlüpfen — es würde an ihrem Körper entlangleiten. — Noch einmal starrte sie Alexander fassungslos an und sah etwas in diesem jungen Männergesicht, sah angespannte, böse, grausame Lust . . . Mit einer jähen Bewegung packte ihre linke Faust den Salamander und schleuderte ihn blitzschnell mitten in dieses triumphierende junge Männergesicht. Erlöst schluchzte sie auf und lief davon, in den dämmrigen Wald hinein. Nur fort, weit fort von diesem triumphierenden Lächeln, das sie noch vor wenigen Minuten so tief beglückt hatte.

Die anderen jungen Leute gaben dem Mädchen unwillkürlich Raum. Jetzt sprachen alle hastig und erregt auf Alexander ein. Er setzte gelassen das kleine Tier auf seinen moosigen Ruheplatz zurück und murrte: „Exzentrisch — Exzentrisch! Die schlimmste Eigenschaft, die ich an Frauen kenne. Aber, meine Herrschaften, wenn wir zum Kreuz oben auf dem Gipfel kommen wollen, müssen wir eilen." Und mit großen Schritten ging er der Gesellschaft voran.

Die Dämmerung unter den hohen Fichten hatte sich vertieft. Der schmale Hohlweg, der aus dem Wald zum Landhaus führte, war schon überschattet. Erika saß allein am Wege, schluchzte erlöst und traurig, als Joachim zu ihr trat.

„Kommen Sie, Erika! Sie sollen jetzt nicht allein bleiben. Kommen Sie, nehmen Sie meinen Arm! Wir gehen heim und machen es uns gemütlich. Ich werde das Grammophon aufziehen, dann sitzen Sie still im Korbstuhl und hören die „Kleine Nachtmusik" von Mozart, die Sie so sehr lieben. Sie hat etwas so Lösendes und führt weit fort von allen Rätseln und von allem Bösen. Dabei werden Sie still werden und wieder fröhlich."

Er hatte sie bei der Hand gefaßt und zog sie zu sich empor. „Ach Joachim", sagte sie seufzend und schmiegte zutraulich ihren Arm unter den seinen, „das wird gut tun — so gut, wie Sie selbst sind."

Zart drückte er ihren Arm. Und so verschwanden sie in den grauen Nebeln des Abends, die vom See emporstiegen.

---

# Jim und Jigg.

Skizze von Emmy Kraetke-Rumpf.

Langsam leerte sich der Kurhaussaal des kleinen Ostseebades, in dem bis lange nach Mitternacht die Parisius-Synkopators unermüdlich zum Tanz aufgespielt hatten. „Nun man rasch in die Klappe, Jim!" rief der erste Geiger dem schwächlich aussehenden Javaner zu, der sich fröstelnd einen dicken Wollschal um den Hals wirbelte. „Bleib man morgen liegen, Jim, wir machen einen Wiener Walzer-Abend, da können wir dein Saxophon entbehren, siehst ja gottsjämmerlich aus, Kleener!" Dankbar sah Jim den langen Parisius an, hauchte ein „Gute Nacht" und kämpfte sich in den Sturm hinaus. Fast verschlug ihm der kräftige Nordost das bißchen Atem, das die kranke Brust noch hergab. Aber nach der rauchigen Luft des Saales empfand er den starken Wind doch als Wohltat.

In der Ferne verklang noch das Lachen und Schwatzen der heimkehrenden Kurgäste; dann wurde es ganz still, je näher er dem kleinen Hafen kam. Nur leise gluckend schlugen die Wellen gegen das Bollwerk, Taue knarrten und von der Möveninsel herüber schrillten die Schreie der dort nistenden Vögel. Jim liebte den alten Hafen um diese Zeit und kauerte sich auch heute auf eine der Treppen, die zu den Fischkuttern hinunterführten. Die kleine Fischerflottille war noch auf See, weit draußen, kein Motorgeräusch ließ sich vernehmen. Nur der Segler „Johanna" schaukelte auf und nieder, wo Jim saß und vor sich hin dämmerte. Gut paßten das Klatschen des Wassers, der Geruch von Teer und Fisch in seine Träume. Wenn er die Augen schloß, glaubte er am Heimatstrand an der Sundastraße zu sein und auf die Barken der heimkehrenden Brüder zu warten.

Je kränker sein Körper wurde, um so leidenschaftlicher klammerte sich Jim an den Gedanken, bald heimzufahren. Deshalb zog es ihn wohl nachts so oft hier her, als wäre er hier seinem Ziele näher. Plötzlich erschütterte ein jämmerlicher Husten den schmalen Körper und verklang unheimlich in der Nacht. Jigg Lürsen, der Besitzer der „Johanna", der ermüdet vom langen Fischfang — er war zwei Tage in den dänischen Gewässern gewesen — auf Deck schlief, erwachte von dem Geräusch und richtete sich auf. Im allerersten fahlen Morgendämmern erkannte er zunächst noch nichts, hörte nur den keuchenden Husten. Da stand Jigg langsam auf und sah den zusammengekauerten Menschen auf der Treppe. Er schüttelte alle Müdigkeit ab und kletterte schnell von Deck. „Dat is hier man zu kalt for dich, nöch? Komm man en büschen an Bord!" Ehe Jim sich noch aufgerichtet hatte, flößte ihm Jigg mitleidig etwas Whysky aus seiner Flasche ein. Wohlig wärmend durchrann der ungewohnte Alkohol Jims Glieder. Dankbar leuchteten seine Augen auf, als Jigg ihm noch eine Decke um die Schultern legte und sich neben ihm auf die Stufen hockte. Es glomm etwas wie Freundschaft zwischen den beiden wildfremden Menschen auf und löste die sonst so schweigsamen Zungen. Jigg war lange auf See gefahren, hatte Indigo und Kopra auf Java geladen. Jims Gesicht strahlte, daß da einer neben ihm saß, der die Heimat kannte. Jigg sprach von seinen Fahrten durch die Sundastraße, als ob er erzählte, daß er mal eben bei Krämer Brixon am Thulboden Kautabak geholt hätte.

Mit einem Mal spuckte er in großem Bogen aus, schob den Priem in die äußerste Mundecke und fing leise an, eine fremdartige Melodie zu summen und Worte zu sisingen, die er selbst nicht verstand. Aber Jim sprang mit flackernden Augen auf; seine kranke Stimme formte zitternd vor Glück die Heimatlaute und fiel in Jiggs Lied ein. Er kletterte die Stufen zum Kai hinauf und bewegte sich rhythmisch zu der Melodie. Jigg blieb der Mund offen stehen vor Staunen. Doch als Jim schluchzend in sich zusammensank, kniete er voll Verstehen neben ihm. „Wart man, mien lütjen Javanesen, wir sparen zusammen, und denn fahr ich dich über See heim bi Moddern, und denn klettern wir auf den Krakatau wir beide." Hilflos sah sich Jigg um. Da schlug es drei Uhr von St. Nikolai. „Es ist Zeit, mien Jung, wir wollen schlafen, und morgen reden wir da all wieder von, nöch?"

Einen Dank stammelnd, richtete sich Jim auf und versuchte, gegen den Wind kämpfend, heim zu gehen. Doch er schwankte, und als Jigg ihn schützte, schüttelte ein fürchterlicher Husten den Kranken. Mit fiebrig glänzenden Augen suchte er das Licht des Flügger Leuchtturms. Jigg nickte verständnisvoll und murmelte: „Yes, Krakatau, yes Java, komm, mien Jung!" Damit hob er die leichte Gestalt und trug sie die Stufen hinunter zur „Johanna".

In der kleinen Kajüte legte er Jim in seine Koje. „Heimfahren!" hauchte der Kranke. Die „Johanna" schaukelte heftiger im Morgenwind. „Wir sind schon auf See, Ostsee . . ., denn Nordsee . . . und denn Sundastraße, nöch?" Beruhigt schloß der Javaner die Augen. Dann aber fuhr er wieder hoch, als fiele ihm etwas ein. „Hier für Passage", Jim nestelte an seinem Hemd und holte einen Brustbeutel heraus, „hier Kapitän, alles for you! Fahr schnell!" Jigg wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. „Schlaf man, mien lütjen Javanesen, bald sind wir da." Ganz behutsam ließ sich Jigg auf der Bank neben der Koje nieder und hielt Jims zuckende Hand, bis er sie starr und kalt in der seinen fühlte.

## Lustige Rundschau

* **Die gebildete Aufwartung.** Die Aufwartung hat eine Büste beschädigt und die Hausfrau jammert: „Ausgerechnet den Dante-Kopf!"

Danach die Aufwartefrau gutmütig: „Nu! — nee, wenn'ch nur 'ne Ahnung gehabbt hädde, daß das Ihre Dante is, denn hätt'ch mir ooch mehr in achd genomm'."

*

* **Unersättlich.** Verehrer: „Oh, liebste Erna, nur einen Kuß, einen einzigen Kuß von Ihren Rosenlippen, und dann . . ."

Sie: „Nun? Und dann . . ."

Verehrer: „Und dann — noch einen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg